

Biografitti:

Joachim Zelter,

geboren am 26.08.1962 in Freiburg im Breisgau. Studium der Politikwissenschaft und Anglistik an der Universität Tübingen. Promotion in Anglistik. 1995-96 Lehrauftrag für Deutsch an der Yale University (USA). 1996-97 Dozentur für Neuere Englische Literatur an der Universität Tübingen. Seit 1997 freischaffender Schriftsteller.

Literarische Veröffentlichungen:

Briefe aus Amerika (Stuttgart: Ithaka, 1998),
Die Würde des Lügens (Stuttgart: Ithaka, 2000).
Demnächst: Die Lieb-Haberin (Tübingen: Klöpfer & Meyer, März 2002)

Literaturwissenschaftliche Veröffentlichungen:

Sinnhafte Fiktion und Wahrheit (Tübingen: Niemeyer, 1994) sowie
literaturwissenschaftliche Aufsätze und Essays u.a. über Wilde, Pinter,
Shakespeare, die Renaissance, das Fin de Siècle, publiziert u.a. im
Literaturwissenschaftlichen Jahrbuch (1996/1998), **der Zeitschrift für Anglistik
und Amerikanistik** (1995), in **Literatur in Wissenschaft und Unterricht** (1994)
sowie in **Kröners Lexikon der Weltliteratur** (1993).

2000 Thaddäus-Troll-Preis. 2000 Fördergabe der Internationalen
Bodenseekonferenz.

Rezension

Briefe aus Amerika

Der Roman ist schon von der Form her ungewöhnlich. Die Briefe aus Amerika sind elektronische Briefe, E-Mails. Der wesentliche Unterschied zwischen herkömmlichen und elektronischen Briefen besteht darin, dass Letztere von einem beliebigen Ort auf der Welt aus versandt werden können, ohne dass der Empfänger diesen Ort genau bestimmen kann. Amerika, für so viele Menschen ein Land des Exils, kann um die Ecke liegen: "Ich weiß nicht, an wen ich diese Briefe schickte: an einen Menschen, der tatsächlich nach Amerika wollte, oder an jemanden, der aller Welt seine Abreise nach Amerika vortäuschte, wie ein Packesel mit Koffern beladen unter lautem Hallo durch die Straßen zum Bahnhof lief, in eine andere Stadt fuhr, sich in ein Internet-Café setzte und von dort aus Briefe aus Amerika schrieb." So wird Amerika, wonach der Ich-Erzähler, ein frisch promovierter Akademiker, gegen seinen Willen geschickt wird, zu einem symbolischen Raum, in dem die skurrilsten und die traurigsten Geschichten ihren Platz finden, in dem die Sprache an sich selbst scheitert mit dem Versuch, die Visionen der Vergangenheit und der Zukunft zu fassen und zu erfassen.

Joachim Zelter, Briefe aus Amerika. Roman. Umschlaggestaltung unter Verwendung einer Zeichnung von Franz Bernhard. Leinen, 192 Seiten. Preis: EUR 16,00.
ISBN 3-933545-00-5

Textauszug

Auszug aus dem Roman Briefe aus Amerika

Wie ungemein seltsam die Amerikaner mit Fremdsprachen umgehen! Es gibt Amerikaner, die nicht einmal wissen, dass es Fremdsprachen überhaupt gibt. Ein Europäer kommt nach Amerika und wird dort auf seine Herkunft angesprochen: "Sie kommen aus Europa? Sie kommen wirklich aus Europa? Great!" Der Mann aus Europa will daraufhin erklären, was seiner amerikanischen Umgebung noch gar nicht aufgefallen ist: Dass er gut Englisch spricht. Und wie es kommt, dass sein Englisch so gut ist. Er habe bereits in der Schule Englisch gelernt, in Deutschland, er sei nämlich Deutscher, great, und sei dann nach England gegangen, um dort sein Englisch zu perfektionieren. Deshalb habe er einen solch wunderbaren britischen Akzent. Great! Doch er könne auch Französisch sprechen und Italienisch und Spanisch und ... Great! Sie klopfen dem Europäer anerkennend auf die Schulter: "So viele Dialekte können sie sprechen? Sie sollten Schauspieler werden." Ja, Amerikaner haben eine andere Vorstellung von Fremdsprachen als Europäer. Fremdsprachen? Die gibt es in Amerika nicht. Allenfalls fremde Dialekte oder Akzente. Demnach ist das Französische nur ein etwas ungewohnter Akzent, ein Akzent des Amerikanischen: Une Langage est une faculté que les hommes ont pour communiquer. Was das bedeutet? Wen schert's?! Um welche Sprache es sich handelt? Nein, es ist nicht Französisch, sondern Amerikanisch, nuschelig akzentuiertes Amerikanisch, irgendein bizarrer Dialekt aus der Bronx. Dies ist der Grund, warum viele Amerikaner Fremdsprachen so aufgeschlossen gegenüber treten. Eine Fremdsprache? Nichts leichter als das. Es handelt sich ja um die eigene Sprache, die nur etwas fremd gesprochen wird. Man muss nur genau hinhören, dann wird man es schon verstehen, oder besser noch, der Franzose soll deutlicher sprechen, d.h. Englisch sprechen, damit der Amerikaner sagen darf: "Ich kann Französisch."

Es ist dieser Sprachoptimismus, der ganz maßgeblich die Didaktik des Fremdsprachenunterrichts in Amerika geprägt hat. Die Amerikaner mögen ein eigenwilliges Verhältnis zu Fremdsprachen haben, doch sie sind Meister der Didaktik. Die erste Grundregel ihrer Fremdsprachendidaktik lautet: Eine Fremdsprache ist ein Kinderspiel, das jedermann in kürzester Zeit erlernen kann. Zweitens: Eine Fremdsprache ist für das Ohr und für den Mund, nicht für das Auge und für die Hand. Man muss nur genau hinhören, dann wird man's verstehen. Oder: Die fremde Sprache soll deutlicher sprechen, dann wird sich alles weitere finden. Drittens: Es gibt keine Grammatik. Die Grammatik ist eine Erfindung der Europäer und ihrer Lehrer, um im Namen einer Fremdsprache zu verhindern, diese Fremdsprache jemals zu sprechen. Viertens: Das Lernen von Vokabeln ist überflüssig. Es geht um das Imitieren von Akzenten, denn alle Sprache ist Akzent. Die Bedeutungen werden sich finden. Fünftens: Ein Soldat muss und kann genauso schnell eine Fremdsprache erlernen wie ein Student. Warum? Die amerikanische Fremdsprachendidaktik ist ein Kind des Krieges, des zweiten Weltkrieges, als Lehrer und Professoren dazu verpflichtet wurden, Hunderttausenden von GIs in kürzester Zeit die europäischen Sprachen beizubringen: zunächst das britische Englisch, vor der Landung in der Normandie dann Französisch, nach den Ardennen schließlich Deutsch ...

So die Ausführungen von Professor Spivack, die Kapazität für Sprachen und ihre Didaktik an der Bailey University, der uns Deutsche nach unserer Ankunft zu einem Sprachpädagogikkurs bestellt hatte: Deutsch in hundert Tagen, war das Motto dieser Veranstaltung: "Ich will", sprach Professor Spivack, "dass unsere Studenten nach 100 Tagen Deutsch können." Er lächelte. "Ich will, dass unsere Studenten dabei mit der besten Note abschließen. Mit einem A. Bailey wird mit A geschrieben. A, Bailey. Merkt euch das. Ich will Erfolg. Ich will, dass unsere Studenten Erfolg haben. Ich will, dass ihr Erfolg habt." Er fixierte uns eindringlich. "Es gab Soldaten, die nach fünfzig Tagen Deutsch konnten. Ich selbst konnte es nach dreißig Tagen. Französisch nach vierzig Tagen. Spanisch in siebzig Tagen." Und er listete unzählige Sprachen auf, die er in olympischen Rekordzeiten erlernt hatte: Italienisch, Litauisch, Slowenisch, Polnisch, natürlich Russisch, Albanisch, Portugiesisch (ein Kinderspiel), Chinesisch (eine Enttäuschung), Bengali (an einem Wochenende), Arabisch (nichts leichter als das), Deutsch (Pah), Persisch (nicht unschlau), Ungarisch (endlich eine Herausforderung) usw. All diese Sprachen könne er sprechen, wenn auch nicht gleichzeitig, so doch hintereinander. In diesen Sprachen könne er denken, träumen, schreiben, essen, sterben. "Ein Kinderspiel. Alles eine Frage der Methode", sagte Spivack und er beklagte sich, dass es nicht mehr viele Sprachen geben würde, die er noch erlernen könne, dass immer mehr Sprachen aussterben würden und dass die Sprachen, die unsterblich etabliert seien, eine geradezu banale und durchschaubare Struktur hätten. "Sie sind eine Enttäuschung." Deshalb habe er eine eigene Sprache entwickelt, die schwierigste Sprache der Welt: MODLAW, Most Difficult Language of the World. Diese Sprache, so Spivack, hätten wir in den nächsten vier Wochen zu lernen. "Wer diese Sprache gelernt hat, wer gelernt hat, diese wahrhaft schwierige Sprache zu lernen, in vier Wochen, der kennt meine Methode, und wer meine Methode kennt, der kann unseren Studenten in hundert Tagen Deutsch beibringen." Wir schauten uns besorgt an. "Wer seine eigene Sprache unterrichten will, der soll zuerst am eigenen Leib erfahren, was es bedeutet, eine fremde Sprache zu lernen." Ich dachte mir: eine gute Idee - doch eine Idee unter der ich sehr leiden sollte.

Und wie ich leiden sollte! Am nächsten Morgen stürmte Spivack ins Klassenzimmer. Stille. Spivack räusperte sich. Dann fing er an zu sprechen, Modlaw, seine Sprache, eine Sprache, die fast nur aus Konsonanten besteht und die sich auch entsprechend anhört: wie eine knirschende, zischende, würgende Apparatur; eine phonetische Geisterbahn; jedes zweite Wort ein epileptischer Anfall oder ein akustischer Unfall. Er sprach und sprach - wir verstanden natürlich kein Wort. Nach fünf Minuten hörte er plötzlich auf zu sprechen und er bedeutete uns wild gestikulierend, wir mögen auf seine Ansprache reagieren. Wir saßen sprachlos und mit speichelbedeckten Gesichtern vor ihm. Spivack haute wütend seinen Ellbogen auf den Tisch und wiederholte seine Ansprache. Erst später merkten wir, dass diese Ansprache nur ein einziges Wort war, das so viel bedeuten sollte wie Guten Tag oder Guten Morgen, und es dauerte den ganzen Tag, bis wir in groben Zügen dieses fünfminütige Monstrum von einem Wort über die Lippen brachten. Während der Mittagspause lutschten wir Halswehtabletten und versuchten dieses eine Wort auswendig zu lernen. Dann kam Spivack wieder ins Klassenzimmer zurück, paradierte händeschüttelnd an uns vorbei, begrüßte jeden von uns mit seinem fünfminütigen Wort und erwartete von jedem, diesen Gruß zu erwidern. Ein Alptraum. Wie Michelinmännchen wanden wir uns in Spivacks unerbittlichem Händedruck und japsten nach Worten für dieses fünfminütige Wort.

Am Anfang war das Wort, ein fünfminütiges Wort, und das Wort war mit Spivack, und das Wort war Spivack, und er ließ erst dann von uns ab, als bis jeder von uns dieses Wort aussprechen konnte. Die Aussprache war schon schlimm genug - sie glich dem röchelnden Todeskampf eines Lungenkranken -, doch das größte Problem war nicht die Aussprache, sondern die Frage, wie man sich ein solches Wort überhaupt merken kann. Es dauerte Stunden bis wir es einigermaßen behalten konnten, bis zum Abend, als Spivack sich anschickte, uns das zweite Wort seiner Sprache vorzusprechen, ein Wort das glücklicherweise nur etwa drei Minuten dauerte und so viel bedeuten sollte wie Guten Abend oder Gute Nacht. Spivack sprach mit Vorliebe auf mich ein, schüttelte meine Hand, scheuchte mich zur Tür, dann zum Fenster, alles im bellenden Ton eines mexikanischen Banditenführers, stieß mich schließlich zur Tafel. Dort sollte ich unverständliche Grunzlaute niederschreiben, die so etwas wie das Alphabet seiner Sprache darstellen sollten. Erst gegen 1 Uhr nachts ließ er uns nach Hause, um am nächsten Morgen fortzufahren mit der Tortur von Modlaw in 31 Tagen.

Mark Twain schrieb einen Essay über die schreckliche deutsche Sprache. Ich könnte ein ganzes Buch schreiben über die schreckliche, grauenhafte, widerwärtige Sprache von Spivack, Modlaw, in der Tat die schwierigste Sprache der Welt, aber auch die hässlichste, gemeinste, hinterhältigste, hirnrissigste, zungenverrenkenste, schmerzhafteste Sprache der Welt, eine Form der Körperverletzung und eine Verletzung des gesunden Menschenverstandes. Man nehme das einfachste Wort dieser Sprache, das Hauptwort Frau, das aus circa 300 Buchstaben besteht (darunter nur 15 Vokale oder vokalähnliche Ruhepunkte). Die ersten 30 Buchstaben markieren den Artikel und das Geschlecht dieses Wortes. Die deutsche Sprache hat drei Geschlechter: männlich, weiblich, neutrum. In Spivacks Sprache verzweigen sich diese Geschlechter in unzählige Spezifika. Da gibt es nicht nur männlich, sondern jungmännlich, mittelmännlich, altmännlich, totmännlich, bösmännlich, gutmännlich, unmännlich und so weiter. Und da gibt es nicht einfach nur das weibliche Geschlecht, sondern weiblich, weibisch, fräulich, jungfräulich, mittelfräulich, altfräulich, totfräulich, gutfräulich, bösfträulich usw. Und auch das Neutrum unterteilt sich in ein positivum, negativum, expansivum, biophilum, necrophilum usw. Die nächsten Buchstaben erweisen dann, um welche Art von Artikel es sich handelt. Im Deutschen gibt es den bestimmten und den unbestimmten Artikel. In Modlaw gibt es den bestimmten, unbestimmten, ungestimmten, abgestimmten, verstimmten, zweckbestimmten, unzweckbestimmten und zwecklosen Artikel. Die darauffolgenden Buchstaben bilden dann den Fall des Hauptwortes. In Modlaw gibt es nicht nur den Nominativ, Genitiv, Akkusativ, Dativ, Ablativ, Vokativ, sondern überdies einen Naiv, Lukrativ, Kurativ, Kollektiv, Kumulativ, Kulminativ, Intensiv, Extensiv, Dekorativ, Dekonstruktiv und einen Lasziv. Wenn ich also in Spivacks Sprache das Wort Frau in den Mund nehme (die armen Frauen), dann sage ich nicht einfach nur Frau, sondern kann mit diesem einen Wort sehr Unterschiedliches sagen. Zum Beispiel: die bestimmte, aber verstimmte und unzweckbestimmte bösfträuliche Frau von einem extensiv lasziven Verlangen getrieben. Oder: Eine abgestimmt altfräuliche Frau durch oder von irgendetwas geheilt. Mit derartigem Irrsinn verbrachten wir unsere Tage und Nächte. Es gab Klassenarbeiten und mündliche Prüfungen. Jeden Tag hörte Spivack Vokabeln ab. Schwartz war nicht unter uns, doch Spivack erwähnte den Namen oft. Einer von uns Deutschen - sein Name ist Bernhard - verlor die Nerven. Spivack forderte ihn auf: "Dekliniere das Wort Mann im verstimmten Artikel und totmännlichen Geschlecht vom Lukrativ bis zum Kulminativ!" Bernhard konnte es nicht. Spivack

haute wütend seinen Ellbogen auf den Tisch. "Dekliniere das Wort Mann im verstimmten Artikel und totmännlichen Geschlecht vom Lukrativ bis zum Kulminativ!" Bernhard stammelte die Fragmente eines Wortes. Spivack rief empört: "Der Akzent! Was macht er mit meinem Akzent?!" Bernhard fing an zu zittern. Sein Gesicht verlor jede Ordnung und verformte sich zu einer debilen Grimasse. Er stierte auf meinen Schuh. Plötzlich stand er auf und lief mit eckigen Bewegungen durch den Raum. Sein Gang glich den letzten Schritten eines geköpften Huhns. Er wollte sprechen, doch er preßte nur Laute, deutsche Laute, englische Laute, Modlaw-Laute. Er konnte in keiner Sprache mehr sprechen. Sein Mund öffnete sich zu einem Vokal. Der Vokal war ein einziger Schrei. Spivack packte Bernhard an den Schultern und führte ihn hinaus. Fünf Minuten später kam Spivack wieder zurück, ohne Bernhard, und deklinierte das Wort Mann im verstimmten Artikel und totmännlichen Geschlecht vom Lukrativ bis zum Kulminativ. Die nächsten Wochen war Bernhard nicht mehr zu sehen.

Spivack betonte immer wieder, dass Modlaw nicht nur eine schwierige, sondern auch eine rationale und schöne und auch poetische Sprache sei. Was hätte Shakespeare nicht alles erreichen können, wenn er Modlaw gekannt und in dieser Sprache geschrieben hätte. Und um die poetischen Möglichkeiten seiner Sprache unter Beweis zu stellen, bestimmte Spivack für den letzten Tag des Kurses eine Abschlussprüfung, in der wir auf Modlaw ein Liebessonett schreiben sollten. Am Tag der Prüfung saß eine junge Frau mit langen schwarzen Haaren auf einem Podest, das mitten im Klassenzimmer aufgestellt war. Wir hatten sie nie zuvor gesehen. Sie würdigte uns keines Blickes. Von Spivack keine Spur. Ich dachte mir: Vielleicht eine Prüfungsaufsicht. Doch sie schien mir für dieses Amt viel zu jung und auch zu teilnahmslos. Außerdem saß sie in einem seidenen Morgenmantel, kaum die passende Kleidung, um eine Prüfung zu beaufsichtigen. Doch in Amerika ist alles möglich. Ich sprach sie an: "Good Morning!" Sie reagierte nicht. Ich sprach auf Modlaw. Sie antwortete nicht. Sie saß unbewegt und abwesend, als wäre sie gar nicht hier, als säße sie alleine in einem Zimmer, eine völlig private Person, die sich öffentlich darbietet. Mit ausgestreckten Beinen saß sie vor uns wie vor einem Fernsehapparat und döste vor sich hin. Nur hin und wieder blinzelte sie gelangweilt durch eine Wolke schlaftrunkener Unlust, die sie umgab, und sie wirkte dann, als hätte man sie soeben aus dem Schlaf gerissen und als würde man sie mit einer Taschenlampe blenden. Sie hatte keine Unterlagen bei sich. Sie hatte überhaupt nichts bei sich oder um sich. Nichts, um unseren Blicken auszuweichen oder worauf ihr eigener Blick hätte ruhen können. Nichts von der gewöhnlichen Emblematisierung einer bevorstehenden Prüfung, kein dienstbeflissenes Hantieren, nichts was ihre Anwesenheit hätte erklären oder rechtfertigen wollen, außer der Verweis auf sich selbst, ein rein körperliches Selbst, das einfach dasaß: Ich sitze, weil ich sitze, weil ich sitze. Der einzig ersichtliche Grund ihrer entwaffnenden Position und Pose war der Stuhl, auf dem sie saß. Sie leistete sich die schwierigste aller öffentlichen Darbietungen: Sie rechtfertigte sich nicht.

Spivack trat ein, zeigte auf das Podest und rief: "Meine Tochter. Als kleine Inspiration für das Liebessonett. Doch bitte nicht malen, sondern schreiben." Was hätte ich über seine Tochter nicht alles schreiben können, viel, sehr viel: über ihren Hals und ihr Haar, ihre langen Beine, ihr Gesicht, über ihre betörende Gegenwart, aber auch über ihre Vergangenheit, beispielsweise über ihre Kindheit. Was hätte ich nicht alles schreiben können und auch wollen, nur nicht auf Modlaw. Ich fragte mich

beispielsweise: Ein Sonett hat 14 Zeilen. Das kürzeste Wort in Modlaw besteht aber schon aus 300 Buchstaben. Nicht einmal dieses eine Wort könnte man in 14 Zeilen zwängen. Und selbst wenn dies möglich sein sollte, so müsste man dieses eine Wort 13 Mal trennen. Doch Modlaw ist eine strenge Sprache, die keine Trennung erlaubt. Ich sprach Spivack auf diese Probleme an, der antwortete: "Dann schreib ein bizarres Liebessonett." Also schrieb ich ein bizarres Liebessonett. Ich besorgte mir einen riesigen Zeichenblock, groß genug, um wenigstens (bei kleinster Schrift) ein Wort in eine meterlange Zeile zu bekommen. Nach einer Stunde war das erste Wort geschrieben: Frau, im jungfräulich-verstimmten Artikel und kurativen Fall. Mehr fiel mir nicht ein. Ich starrte auf die Beine von Spivacks Tochter. Was heißt Bein auf Modlaw? Ich wusste es nicht.

An der Wand tickte eine Uhr. Ich würde die Prüfung nicht bestehen. Ich sah mich bereits im Bus auf dem Weg zum Flughafen nach New York, einem Brief nacheilend, ein Brief von Spivack an meine Universität in Deutschland, in dem steht: Prüfung nicht bestanden. Schicken Sie uns nächstes Mal einen sprachbegabteren Mann. Ich sah lächelnde Gesichter. Ich legte mir Erklärungen zurecht: Nicht an irgendeiner Sprache bin ich gescheitert, sondern an der schwierigsten Sprache der Welt, Modlaw. Sie würden mir nicht glauben. Die Abschlussprüfung war nicht irgendeine Prüfung, sondern die Unmöglichkeit eines Liebessonetts, in einer Sprache, die wir alle hassten. Liebessonett. Ausgerechnet ein Liebessonett. Warum keine Abhandlung über Migräne oder Rachenkrebs. Was könnte ich in Deutschland nicht alles berichten, doch sie würden mir nicht glauben. Die Tochter des Lehrers halbnackt auf einem Podest im Klassenzimmer als kleine Inspiration für das Liebessonett - doch bitte nicht malen, sondern schreiben. Wer würde mir das glauben. Modlaw in 31 Tagen. Wer würde mir das glauben. Ich lernte Modlaw. Wie bitte? Modlaw. Nie davon gehört. Die Uhr an der Wand tickte. In meinem Loch lag ein Flugticket. Langsam schob ich den Stuhl zurück und wollte mich davonmachen.

Spivack schaute auf: "Was ist?"

Ich stand unschlüssig. Ich stand nicht weit von der Tochter.

"Ich ..., ich ..."

Spivack schaute verächtlich.

Ich wollte ihm sagen, dass ..., doch stattdessen fragte ich ihn, ich weiß nicht warum, doch ich fragte ihn: "Darf ich mir den Rücken ihrer Tochter anschauen. Für mein Sonett." Ich wusste nicht, was ich sagte.

Spivack nickte: "Bitte."

"Danke."

So stand ich hinter der Tochter und betrachtete ihren Rücken. Ein schöner Rücken, ein sehr schöner Rücken, doch kein Rücken für ein Sonett auf Modlaw, denn ich wusste nicht, was Rücken auf Modlaw heißt. Sie saß regungslos vor mir. Schließlich ging ich wieder an meinen Platz und starrte gegen ihre ausgestreckten Beine. Die Uhr tickte. Nach einer halben Stunde unternahm ich den nächsten Fluchtversuch. Wieder stellte mich Spivack in der Nähe seiner Tochter. Der Duft ihres Haars ... Er schaute mich ungeduldig an.

Ich wusste nicht, was ich sagte, doch ich glaube, ich sagte: "Der Duft ihres Haars gleicht den Lindenblüten in Schachtelhalmwäldern." Und ich fragte Spivack: "Was heißt Schachtelhalmwald auf Modlaw?"

Zum ersten Mal erlebte ich ihn nervös, denn er wusste es nicht. "Es gibt keine Schachtelhalmwälder in meiner Sprache", knurrte Spivack. "Sag' es einfacher." Ich setzte mich hin und schrieb einige Worte, auf Deutsch: Zürnen sie nicht, junge Frau, wenn ich mit träumendem Blick einen Traum vor ihre Füße lege, der stets nur von Ihnen geträumt hat, der Traum einer Schönheit, die die blutesten Augen heilt, in deren Armen das Eis auf meinem Herzen schmilzt, in deren warmen Mund meine Zunge blühende Worte treibt, ein Traum, der nun erwacht, oder tiefer und schöner träumt denn je, und so frage ich nun ... Ich dachte daran, dies ins Modlawische zu übersetzen, ein völlig aussichtsloser und absurder Gedanke. Was hätte ich ihr nicht alles sagen oder schreiben können, und auch schreiben wollen, denn ich war wirklich in sie verliebt, nur nicht auf Modlaw. Ich wollte wieder aufstehen, aber ein anderer Deutscher kam mir zuvor, und ging zum Podest.

Spivack: "Was ist?"

Auch er wollte den Rücken der Tochter sehen.

Spivack mit einer gönnerischen Bewegung: "Bitte."

Es folgten weitere Prüflinge, die aufstanden, die Tochter umkreisten, sie von allen Seiten betrachteten. Zunächst fragten sie Spivack noch um Erlaubnis: "Nur zu", rief Spivack, "sie ist meine Tochter." Daraufhin wandelte sich alles in ein ungefragtes Kommen und Gehen. Als Spivack nach draußen ging, gab es die ersten Berührungen, anfänglich flüchtige Berührungen, einzelne Finger, die das Haar der Tochter wie zufällig streiften, später dann längere Berührungen, Hände, die sich auf ihre Schulter legten, nur ganz kurz, nur für das Sonett, einmal noch, dann noch einmal, dann länger. Und so ging es weiter. Nur ein Blick, nur eine Berührung, nur ein Einblick, nur noch einen Augenblick, nur noch ihre Hand, nun ihren Arm, vielleicht noch ihre frierenden Füße, nur noch einmal, alles nur für das Sonett.

Als Spivack wieder in den Raum trat, flüchteten wir wie ein ertapptes Rudel auf unsere Plätze. Spivack lächelte. Wir verstanden dieses Lächeln dahingehend, dass in diesem Land, in diesem Raum, in dieser Prüfung, in dieser Sprache alles möglich ist, dass es in unseren Sonetten keine Tabus gibt. Einer von uns küsste ihren Hals. Sie ließ dies starrblickend geschehen, auch ihr Vater, der an die Wand starrte. Später fragte einer der Prüflinge, ob es möglich wäre, den Morgenmantel der Tochter ein wenig zu öffnen ...

Er hatte nichts dagegen, doch wir mögen dies selbst tun.

Es schien mir, als ob ihr Ohr zitterte.

Stille.

Niemand regte sich.

Wir blickten auf unsere Sonette.

Als ich aufschaute, war ihr Morgenmantel offen.
Wir schauten alle weg.
Später schauten wir alle hin.
Nur nicht Spivack, der auf meinen Schuh starrte.
Ich weiß nicht, wer ihren Morgenmantel aufgeschlagen hatte.
Ich war es nicht, doch ich schaute mit den anderen.
Die Augen der Tochter leuchteten, und sie leuchteten, weil, ich merkte es erst jetzt, sie weinte. Sie weinte lautlos. In einer Malklasse wäre ein nacktes Modell kaum der Rede wert. Doch in einem Sprachkurs sowie in der Sprache überhaupt (nicht nur in Modlaw) ist vieles anders.
Wir könnten nun gehen, meinte Spivack plötzlich.
Wir blieben alle sitzen.
Plötzlich kam mir folgender Gedanke: Sie ist taubstumm. Deshalb Spivacks Besessenheit mit der Sprache.

Dann führte Spivack seine Tochter aus dem Klassenzimmer. Als er wieder zurückkam, war er verändert. Wir verstanden zunächst kaum, was er sagte: Seine Tochter ... Sie war gar nicht seine Tochter. Und Modlaw war überhaupt keine Sprache, sondern nur ein Vorwand. Die Prüfung auch keine Sprachprüfung, und unser Kurs auch kein Sprachkurs, und Spivack hieß auch nicht Spivack. Wie weit wir für eine angebliche Sprache gehen würden, das war die Frage: Warum wir nicht protestiert hätten? Warum wir diesen Irrsinn mitgemacht hätten? Warum wir bereit gewesen waren, eine Sprache zu lernen, die es gar nicht gibt und die wir alle hassten? Warum wir Bernhard nicht geholfen hatten? Das waren nun die Fragen. Warum wir seine angebliche Tochter berührt, geküsst und ausgezogen hatten? Warum wir weggeschaut und hingeschaut hatten? Warum wir ihn um Erlaubnis gefragt hatten, jedoch nicht die Frau auf dem Podest? Warum gerade ich mit der Beschauung der Frau angefangen hatte? Das waren nun die Fragen. Angst und Schönheit und Liebessonette waren keine hinreichenden Antworten. Er sammelte unsere Sonette ein und ging. Der Kurs war beendet.

© 1998-2002 Ithaka Verlag Stuttgart

Pressestimmen

Joachim Zelter, Briefe aus Amerika

Wer die Worte wirklich liebt, wird hin und wieder fürstlich belohnt: mit einem Buch, das einen tatsächlich wieder dreinblicken lässt wie damals nach dem ersten ungeschickten Biss in den kandierten Apfel, das einen unbekümmert lachen macht, als könne damit auf immer die Welt aus dem Gedächtnis gefegt werden. Nur wenige dürfen sich glücklich schätzen, von den Worten geliebt zu werden. Joachim Zelter gehört zu ihnen. (**Stuttgarter Zeitung, 24.11.1998**)

Vordergründig handelt der Roman von dem Nordamerika der Ostküste mit seinen Eliteuniversitäten. Es ist ein Campusroman, in dem die Amerika- Klischees bestätigt und auf groteske Art überzogen werden. Doch im Laufe des Romans setzt Zelter, der selbst an der Yale University in den USA unterrichtet hat, diese in Beziehung zu den

gesellschaftlichen und geistigen Befindlichkeiten in Deutschland [...] Der postmoderne Roman ist voller Situationskomik und -tragik. Für den Leser bedeutet dies eine tiefe Fallhöhe der Emotionen. Und doch wird er nach der nächsten Brechung wieder aufgefangen und mit einer neuen Überraschung belohnt. Und gerade das gibt dem Roman etwas wunderbar Abenteuerliches. (**Süddeutsche Zeitung, Nr. 173/1999**).